

«Afrika ist eine Weltreligion»

BUCH Afrika hat eine eigenständige Religiosität, die weltweit wirkt. Wer sie versteht, dem eröffnet sich ein Zugang zur Mentalität und auch zu den Problemen dieses Kontinents.

INTERVIEW ARNO RENGLI
kultur@luzernerzeitung.ch

Al Imfeld, Sie titeln Ihr neues Buch mit «Afrika als Weltreligion». Das ist eine ziemlich neue und gewagte Sichtweise.

Al Imfeld*: Afrika ist eher ein kultureller als ein geografischer Begriff. Die Menschen dort sehen sich ja nicht als Afrikaner, sondern als Angehörige eines Clans, eines Stammes, allenfalls eines Staates. Hingegen ist die afrikanische Kultur wegen der Migration in allen Erdteilen präsent. Darum Weltreligion.

Aber was ist das überhaupt für eine Religion? Die meisten Leute in Afrika sind entweder Christen oder Moslems, die übrige Spiritualität ist kaum fassbare Geister- und Ahnenbeschwörung.

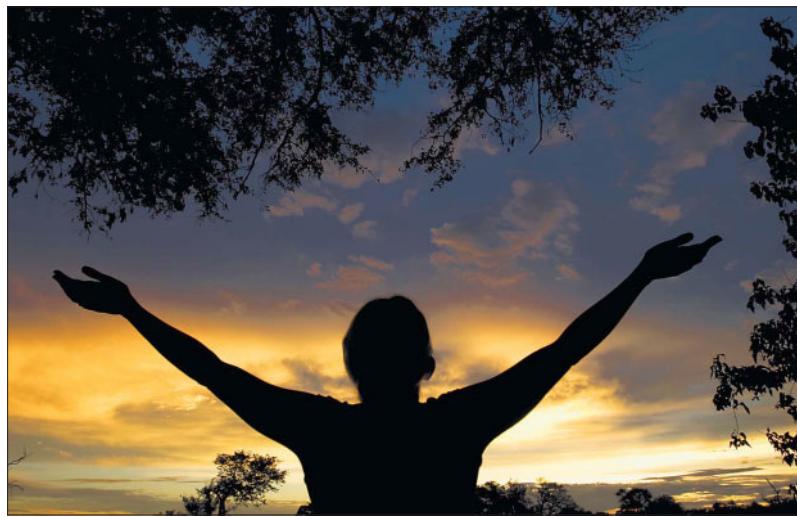
Imfeld: Diese Menschen sind nicht nur Christen oder Moslems. Afrikaner integrieren viele Einflüsse in ihre eigene Spiritualität. Dass man diese nicht als eigenständige Religion anerkennt, nur weil sie keine Schrift hat wie die Bibel oder den Koran, ist ziemlich arrogant.

Aber wie wird diese Religion überliefert?

Imfeld: Mündlich mit Gesprächen, Geschichten, Gesängen. Dies bedeutet, dass diese Religion viel weniger fix ist, sich immer wieder anpasst. Es ist eine sehr pragmatische Religion. Dies hat auch religiöse Toleranz zur Folge: Wegen dieser Religion wurden kaum je Kriege geführt. Auch, weil sie nicht monotheistisch ist, ja den Göttern gar nicht so viel Bedeutung beimisst.

Was ist denn wichtig?

Imfeld: Der Afrikaner sieht sich als Teil einer besessenen Natur, wie es Zwischenwelten gibt mit Geistern, die es gut oder übel meinen und die es zu beeinflussen gilt. Eine zentrale Rolle spielen die Ahnen, die in den Zwischenwelten durch die Erinnerung der Lebenden weiterexistieren. Sie müssen stets verehrt werden, da sie sonst die Erinnerung einfordern, indem sie Negatives bewirken. Wenn etwas Schlimmes passiert wie eine Krankheit, schreibt man dies den Geistern oder Ahnen zu. Und geht nicht zum Arzt, zumal man den Begriff «krank» nicht kennt. Sonder versucht, die Geister zu besänftigen.



Das Gespräch mit Geistern und Ahnen ist typisch für Afrikas Religiosität.

Getty

Aber hat diese Fixierung auf die Ahnen nicht etwas Lähmendes?

Imfeld: Ohne Zweifel. Wenn man nur schon bedenkt, wie aufwendig die Toten beigesetzt werden müssen und wie Afrikaner ständig weiteste Reisen auf sich nehmen, um ja keine Beerdigung innerhalb des eigenen Clans zu verpassen. Und natürlich dienen die Ahnen auch als Stützenbölke für alles Schlimme, an dem man nie selber schuld ist.

Sie erwähnten die Toleranz. Trotzdem werden etwa Homosexuelle verfolgt. Und es herrscht immer noch viel Gewalt.

Imfeld: Wie gesagt, hat Gewalt selten religiöse Gründe, zumal Afrikaner auch Kategorien wie Störte oder Vergeltung kaum kennen. Bei Kriegen geht es primär ums Überleben, um Territorien oder Güter. Homosexuelle werden verfolgt, weil Sexualität mit Fruchtbarkeit verbunden wird, die in dieser Mentalität ein allgegenwärtiges Thema ist.

Sie sprachen von Zwischenwelten. Also gibt es in dieser Religion kein Jenseits?

Imfeld: Es gibt diese Dualität nicht, wie wir sie kennen: Diesseits und Jenseits, Oben und Unten, Gut und Böse, Wahrheit und Lüge. Gerade diese Zweideutigkeit, das Sprechen in Rätseln, macht uns Europäern im Umgang mit

Afrikanern Mühe. Wir orten Lügen und Betrug. Statt zu akzeptieren, dass Afrikaner indirekte Aussagen gewohnt sind. Schwierig zu verstehen ist für uns auch, dass in der afrikanischen Mentalität Zukunft kaum eine Rolle spielt.

Imfeld: Das ist ein gutes Beispiel, wie die Religion die Mentalität beeinflusst. Die Hinwendung zur Vergangenheit, zu den Ahnen, führt dazu, dass es etwa in afrikanischen Sprachen gar keinen Be-

griff für Zukunft gibt. Es gibt nur die Nacht und den folgenden Sonnenaufgang. Darum sind etwa 5-Jahres-Pläne oft nutzlos, und unsere Vorstellung von Nachhaltigkeit versteht man dort nicht.

Aber das sind doch beträchtliche Handlungs- etwa in der Entwicklungszusammenarbeit. Wo findet man verlässliche Ansprechpartner für politische und wirtschaftliche Programme?

Imfeld: Es gibt Ansprechpartner, aber das sind weniger die Stammeshäuptlinge, deren Rolle durch den Colonialismus korrumpt wurde, und oft auch nicht die Politiker. Man muss sie suchen, vielleicht auch in den christlichen Kirchen. Wichtig ist aber vor allem, dass wir die afrikanische Mentalität kennen lernen und respektieren.

Und einfach akzeptieren?

Imfeld: Veränderungen sind nötig, aber man muss sie behutsam angehen, sonst kolonialisiert man erneut. Aber es gibt schon Dinge, die der Entwicklung Afrikas im Wege stehen. Eines davon ist die Gefangenheit in den Clans, die auch einem individuellen Bewusstsein des Einzelnen im Wege steht. Aber Afrika hat auch viel Potenzial, etwa eine massive unterschätzte Literatur oder Kunst. Kulturschaffende können zu Führungsgestalten werden. Und schliesslich ist Afrika auch dank seiner pragmatischen und flexiblen Religion sehr lernfähig.

HINWEIS

► * Al Imfeld (71) stammt aus dem Luzerner Napfgebiet und ist seit Jahrzehnten ein engagierter Kenner von Schwarzafrika. Sein neues Buch «Afrika als Weltreligion» (Stämpfli, 184 Seiten, Fr. 39.–) ist unbedingt empfehlenswert. Am Di 13. 9., 19.30 Uhr, referiert Al Imfeld im Romero-Haus, Luzern. www.romerohaus.ch ◀

Lebens-Kunst

Reduce to the max» – mit diesem Slogan wurde vor einigen Jahren für ein sehr aussergewöhnliches und smartes Auto geworben. «Reduce to the max» – ist das nicht ein Widerspruch in sich selbst? Entweder ich reduziere oder ich maximie-



Verena Sollberger über das Wesentliche, das unser Leben reich macht.

re. Etwas durch Verkleinern grösser machen – das geht doch nicht! Oder etwa doch?

In den Sommerferien war ich mit meiner Familie in einer Alphütte. Ziemlich abgelegen. Ohne Strom. Ohne fließendes Wasser. Ohne jeden Luxus. Ein Schlafraum. Ein Wohnraum, der gleichzeitig Küche war. Darin ein einfacher Holzherd. Zum Kochen. Zum Heizen. Was es zum Leben brauchte, war vorhanden. Nicht mehr. «Reduced» eben.

MEIN THEMA

Aber «reduced to the max»! Die alltäglichen Verrichtungen wie Einfeuern, Kochen, Abwaschen, Wascherholen brauchten Zeit. Und doch fühlten sich die Tage viel länger an. Die Zeit schien langsamer zu fließen. Frei-Raum öffnete sich. Raum für Gedanken, Ideen, Fragen, Neues. Raum für das Wesentliche. Erstaunlich, was einem da alles zufällt!

«Reduce to the max», ja, in der Alphütte funktioniert das wunderbar. Im Alltag aber ist das gar nicht mehr so leicht. So viel Unwesentliches verstellt mir immer wieder den Blick auf das Wesentliche. Auf das Leben. Im Matthäus-Evangelium sagt Jesus einmal: «Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sein Leben einbüsst» (Mt 16,26). Nicht immer mehr und mehr macht unser Leben reich, sondern weniger. Drum also: «Reduce to the max»!

Verena Sollberger ist Pfarrerin an der Lukaskirche Luzern.

NACHRICHTEN

Keine Weihe von Traditionalisten

CHUR sda. Der Churer Bischof Vitus Huonder hat klargestellt, dass das Priesterseminar St. Luzi in Chur eine Ausbildungsstätte für Kandidaten bleibt, die sich der ordentlichen Form der Messe verbinden. Kandidaten, welche die lateinische Messe bevorzugen, würden im Bistum Chur weiter ausgebildet noch zu Priestern geweiht. Diese traditionalistischen Priesterkandidaten würden an Institute verwiesen, «die der ausserordentlichen Form verpflichtet sind».

Start zum Kirchen-Bingo

THUN sda. Mit einem Rubbelspiel macht die reformierte Kirche in den Kantonen Bern, Solothurn, Aargau und Zürich auf sich aufmerksam. Während dreier Wochen kommen rund 600 000 Lose in den Umlauf. Wer einen Treffer freirubbelt, darf ein Projekt auswählen, das die Kirche unterstützen soll. Zudem planen Kirchengemeinden Veranstaltungen, die nach dem Wesen des Glücks fragen.

«Lifestyle-Probleme sind gesellschaftlich»

PRÄVENTION Um Verhalten zu beeinflussen, ist Motivation so wichtig wie Wissensvermittlung. Ein Soziologe hinterfragt deshalb herkömmliche Präventionskampagnen an Schulen.

Ob es um die Bekämpfung von Jugendgalt, Alkohol- und Drogenmissbrauch oder Raser geht, immer werden Präventionsmaßnahmen an den Schulen gefordert. Sind sie tatsächlich ein Wundermittel zur Lösung von Gesellschaftsproblemen?

Bernhard Meili*: Es gibt Bereiche, in denen erfolgreich mit Prävention gearbeitet wird. Denken wir doch an übertragbare Krankheiten, die wir mit Impfungen sehr wirksam bekämpfen können. Doch dann gibt es Lifestyle-Probleme wie Rauchen, Alkohol und Drogenkonsum, Übergewicht oder Gewalt, wo Präventionsmaßnahmen sehr schwierig umzusetzen sind. Hier sind die Ursachen nicht genau bekannt, das Problem ist gesellschaftlich verankert.

Also sind die Präventionsbemühungen der Schulen hier sinnlos?

Meili: Neue wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass Einzelthemen-



Einheitenprävention ist bei Partydrogen kaum wirksam.

Bild M. Jans

Präventionsaktionen in diesen Bereichen wenig oder gar keine Wirkung haben. Die Zeiten der externen Experten, die nur über Tabakkonsum informieren, sind vorbei. Auch mit Plakaten und Kinowerbungen allein hat man noch nichts erreicht. Denn man muss ein Problem nicht nur verstehen, sondern auch entsprechend handeln wollen und können. Das ist schwieriger zu

erreichen, vor allem bei Jugendlichen, die von zu Hause weniger Unterstützung und Motivation mitbekommen.

Was müsste Ihrer Meinung nach an den Schulen gemacht werden?

Meili: Die Schule hat drei Hauptaufgaben. Erstens muss sie guten Unterricht mit guten Lehrern anbieten, die den Schülern menschlich ein Vorbild sind. Wenn die Schüler gerne zur Schule gehen, ist das ein wichtiger Schutzfaktor. Zweitens muss die Schule eine gesundheitsbewusste Kultur und Struktur anbieten. Damit meine ich, dass etwa eine rauch- und gewaltfreie Schule konsequent umgesetzt wird. Mit Struktur meine ich feste Tagesstrukturen. Das geht heute mit Blockunterricht und Ganztagschulen in diese Richtung. Für Kinder, die zu Hause keinen Platz bekommen, ist das sehr wichtig.

Und der dritte Punkt?

Meili: Die Schule soll die Früherkennung von gefährdeten Schülern übernehmen. Wenn ein Schüler durch sein Verhalten, durch Drogenkonsum, Rauchen oder Schuleschwänzen auffällt, soll er frühzeitig einer externen Fachstelle zugewiesen werden. Es ist nicht die Aufgabe der Schule, schwierige Kinder selber zu betreuen. Dafür gibt es schulpsychologische Dienste und Jugendberatungen, die sehr gezielt und professionell intervenieren können.

Wenn ein Kind in der Schule auffällig wird, ist wohl schon einiges schiefgegangen. Helfen da Präventionsprogramme überhaupt noch weiter?

Meili: Ich war lange Leiter des nationalen Interventions- und Forschungsprogramms Supra-F des Bundesamtes für Gesundheit, ein Programm zur Suchtprävention bei gefährdeten Jugendlichen in der Schweiz. Wir hatten recht gute Erfolge. Die Jugendlichen besuchten das Programm während drei bis sechs Monaten neben und zum Teil anstelle der Schule. Wichtig ist, dass die Familien in die Begleitung miteinbezogen werden, denn häufig liegen problematische familiäre Verhältnisse vor.

Damit konzentriert sich die Prävention auf wenige, verhaltensauffällige Schüler. Hat das Giesskannenprinzip, also Prävention für alle, ausgedient?

Meili: Das Giesskannenprinzip ist tatsächlich nicht das Richtige für Probleme, die nur einen kleinen Teil der Schüler betreffen. Aus verschiedenen Studien wissen wir, dass 80 bis 90 Prozent der Jugendlichen auch ohne spezielle Massnahmen gesund erwachsen werden.

BARBARA INGLIN

HINWEIS

► Bernhard Meili (62) ist Soziologe und arbeitete zuletzt als Projektleiter bei der Bundesamt für Gesundheit eingesetzten Koordinations- und Fachstelle Sucht (Infodrog). ◀